

Kapriziöse Partnerschaften: Singles als Trendsetter eines neuen Geschlechterverhältnisses

Jaeggi, Eva

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jaeggi, E. (1995). Kapriziöse Partnerschaften: Singles als Trendsetter eines neuen Geschlechterverhältnisses. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 19(1), 17-27. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19814>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Eva Jaeggi

KAPRIZIÖSE PARTNERSCHAFTEN: SINGLES ALS TRENDSETTER EINES NEUEN GESCHLECHTERVERHÄLTNISSES

1. Allgemeines

Die hohe Anzahl der Alleinlebenden, vor allem in der Großstadt, erregt seit einigen Jahren Befremden, sogar Besorgnis – aus ökonomischen Gründen, aus juristischen oder auch aus moralisch-psychologischen. Die Verschwendung an Wohnraum, die allgemeine Kostspieligkeit dieses Lebensstils wird erwogen und aufgerechnet gegenüber den Vorteilen der erhöhten Steuereinnahmen; die juristische Unfaßbarkeit wird beklagt, weil sich in der Statistik natürlich auch eine ganze Reihe von Singles mit fester Partnerschaft verbergen und schließlich gibt es eine psychologische Besorgnis, die nur allzu schnell das Gesicht der Moral annimmt: wird – so fragt z.B. Claudia Sczesny-Friedemann (1991) – die Welt nicht immer mehr verarmen durch den Narzißmus der Singles, die den sowieso herrschenden Kältestrom in unserer Gesellschaft noch um einige Grade abkühlen, wenn sie sich nicht dem sozusagen wärmenden Bad von Ehe und Familie zuwenden? Zeigt der Single-Trend, so wird gefragt, eine neue, der Partnerschaft abträgliche, Signatur? Sind Singles Anzeichen einer neuen Lebensform, die die Partnerschaft eventuell zu ihrem Nachteil verändert?

Ich werde im folgenden zu zeigen versuchen, daß sich im massenhaften Alleinleben tatsächlich etwas herauskristallisiert, was auch mit der Form der neuen Partnerschaften zu tun hat. Allerdings: und das scheint mir bei meinen nachfolgenden Ausführungen dann doch sehr wichtig: es sind nicht die Singles, die sozusagen am Anfang einer Kette von neuartigen Erscheinungsformen der Partnerschaft stehen. Es sind Kennzeichen modernen Lebens ganz allgemein, die sich allerdings, wie ich glaube, in den Alleinlebenden in besonders pointierter Weise zeigen, was zu dem Schluß verführen könnte, man hätte denn nun einen „Schuldigen“ gefunden. Aber das Henne-Ei-Problem ist auch hier nicht zu lösen.

Gehen wir in der Geschichte ein Stück zurück.

2. Historische Überlegungen

In großen Massen unverheiratet zu leben ist beileibe nichts Neues. Bis weit ins 19. Jh. hinein war es in ländlichen Gegenden kaum der Hälfte aller Menschen vergönnt, eine eigene Familie zu gründen. Der Grund dafür lag in der Armut: der kärgliche Lohn eines Knechtes oder eines Gesellen war meist nicht geeignet für den Unterhalt einer größeren Familie. Man lebte allerdings nicht alleine, sondern im Familienverband des Arbeitgebers oder – wenn es sich um arme Verwandte handelte, im Haushalt der reicheren Verwandten, was aber eigentlich das Gleiche bedeutet: man arbeitete im Haus oder im Gewerbebetrieb mit wie Knechte oder Mägde und lebte dort in meist ziemlich bescheidenen Umständen.¹

Allerdings – und dies sollte man nicht vergessen: da so viele Menschen nicht in einer intimen Partnerschaft und in der eigenen Familie lebten, da außerdem die vorbürgerliche Partnerschaft längst nicht in derselben Weise wie heute gefühlsmäßig aufgeladen war (Shorter, 1975), ist es sehr wahrscheinlich – und dies wird natürlich auch von den Zeugnissen der Belletristik bzw. von Lebensbeschreibungen gestützt: daß die Sehnsucht nach der Intimität der Partnerschaft bzw. der Familie sich nicht in der uns gewohnten Art und Weise als psychisches Phänomen zeigte. Unsere Sehnsüchte und Begierden sind variabel, scheinbar zutiefst „menschliche“ Wünsche erweisen sich als relativ – den Umständen und der Zeit entsprechend. Dies sollte man immer im Auge behalten, wenn man moderne psychologische Erkenntnisse über den Menschen als scheinbar invariable dargestellt bekommt.

Alleine lebten allerdings vom Mittelalter bis hinein in das 19. Jh. nur Menschen, die irgendwie außerhalb der Gesellschaft standen: Heilkundige, Weise, Eremiten, Sonderlinge, Ausgestoßene. Es war in den meisten Zeiten der europäischen Geschichte allzu gefährlich, alleine zu leben; aber auch als die Zeiten ruhiger wurden, herrschte in den meisten Schichten solch große Armut, daß das Alleinleben einfach zu kostspielig war.

Singles in unserem Sinne also gab es nicht.

3. Soziologische Aspekte

Beck und Beck-Gernsheim (1990) bezeichnen Singles als die „Pioniere der Moderne“; sie meinen das vom gesellschaftlichen Standpunkt aus; ich möchte zeigen, daß dies in gewisser Weise auch vom Psychologischen her zu unterschreiben ist.

Warum aber „Pioniere“? Beck und Beck-Gernsheim meinen, daß eine hohe Flexibilität, die eine moderne industrielle Welt von den Arbeitnehmern verlangt, eine variable Einsatzfähigkeit im Verein mit der Emanzipation der Frau der Partnerschaft im alten Sinn nicht günstig gesonnen ist. Zwei persönliche Biographien und zwei Arbeitsmarktbioographien müssen nun gekoppelt werden. Der „vollmobile Single“ ist das Ideal der modernen Arbeitswelt. Die „Normalbiografie“ wird durch die „Wahlbiografie“ abgelöst, Mann und Frau sind nun relativ frei, ihren Lebenslauf zu bestimmen: mit oder ohne Kind, mit zeitweiliger Partnerschaft, mit verschiedenen Partnern, mit häufigem Berufswechsel, mit verspätetem Studium und natürlich auch ohne Partnerschaft – zumindest längere Zeit hindurch. Diese Art der möglichen Flexibilität ist langdauernden Partnerschaften nicht unbedingt günstig gesonnen. Solange Frauen bereit waren, Umzüge, Aufstiege, Umorientierungen mitzutragen und die Familie zusammenzuhalten, ging es noch einigermaßen gut. Mit steigender Emanzipation aber fiel in vielen Partnerschaften diese Art von Frauen-Loyalität weg – Frauen machen sich sehr oft selbständig. Von der gesellschaftlichen Notwendigkeit her gesehen, sind die Zwänge der Partnerschaft nun gelockert – wenngleich natürlich nicht ganz aufgehoben, so z.B. wenn kleine Kinder da sind. Singles aber sind diejenigen, die am flexibelsten einsetzbar sind, deren Lebensumstände ohne große Probleme geändert werden können – zumindest sind die Probleme nicht äußerlicher Art.

Dies alles bedingt nun auch eine psychologische Umorientierung in bezug auf das Alleinleben. Die Alleinlebenden sind keine bestaunenswerten oder bemitleidenswerten Einzelgänger mehr, sie sind aber auch nicht mehr aufgehoben im noch immer funktionierenden Familienkreis oder gar im Kreis der Arbeitgeber. Singles leben alleine und können sich das auch leisten. Das alles aber bedeutet eine psychische Neuorientierung.

4. Psychologische Aspekte

Ich habe in einer Untersuchung mit 40 Tiefeninterviews festzustellen versucht, wie diese Neuorientierung aussieht: wie der Alltag gemanagt wird, welche Beziehungsformen sich herauskristallisieren und in welcher Weise man eventuell als alleinlebende Person seine Wertvorstellungen verändert.

Die Methode sowie die Auswahl meiner Interviewpartner habe ich an anderer Stelle (Jaeggi, 1992) beschrieben.

Ich möchte hier nur diejenigen Besonderheiten des Single-Lebens hervorheben, die mir in pointierter Weise geeignet erscheinen, um auch neue Nuancen im Verhältnis der Geschlechter zueinander zu charakterisieren. Es sind dies:

1. Eine große Bewußtheit der Lebensführung verbunden mit einem hohen Anteil an Selbstdeutungen;
2. Eine besonders hohe Bewertung der persönlichen Autonomie bei Relativierung des Verlangens nach Symbiose;
3. Die Forderung nach möglichst weitreichender Aufhebung von Selbsttäuschungen, also das Verlangen nach Authentizität.

Wie realisiert sich dies alles?

Singles planen ihren Alltag sehr bewußt und sind sich auch meist darüber im klaren, daß nur auf dieser Grundlage ihr Leben interessant und glücklich sein könnte. Die in der Partnerschaft eingeschliffenen Delegationen – lebenserleichternd, aber oft auch zur Routine erstarrt – funktionieren nicht mehr. Es werden nun – oft zum ersten Mal – sehr bewußt und eigenständig Dinge unternommen, für die man sich vorher weder interessiert, noch kompetent gehalten hat. Dies betrifft alle Segmente des Alltags: die Wohnungseinrichtung ebenso wie das Kochen, die Gestaltung der Ferien oder das Festefeiern. Aber auch in die persönlichen Beziehungen hinein reicht dieses bewußte Gestalten. Ich habe es die „selektive Dialogisierung“ genannt: man hat nun nicht mehr *den einen* Gesprächspartner, sondern diejenigen, die gerade für ein bestimmtes Thema zuständig sind; und so wird auch in den Gesprächsmöglichkeiten bewußt geplant und ausgewählt – und dies alles oft mit sehr viel Überlegung und Geschick. Freundschaften spielen daher eine sehr große Rolle im Single-Leben. Alle diese (meist neuen) Überlegungen kommen aber natürlich nicht quasi von selbst. Sie sind verbunden mit der besonderen Ausbildung eines Gefühls dafür, was man nun gerade „braucht“, welche Bedürfnisse man hat, welches die „je eigenen“ sind. Oft wird erwähnt (besonders von älteren Frauen) daß sie in der Partnerschaft „vergessen“ hätten, was sie eigentlich wollen und brauchen. Konflikte, Krisen und eben Trennungen mit nachfolgendem Alleinleben erfordern nun eine neue Art der Innensicht. Man möchte authentisch leben und erleben; sehen, was man *wirklich* braucht und wer man *wirklich* ist. Von der Psychologie oder von Psychotherapien bereitgestellte Konzepte helfen bei diesen Selbstdeutungen.

Gelingt dies, dann ist meist die Freude über das nunmehr ganz eigene Leben so groß, daß der Preis dafür – die Geborgenheit in der Partnerschaft – relativiert wird. Die persönliche Autonomie wird hoch angesetzt. Neue mögliche Partnerschaften

werden unter diesem Gesichtspunkt kritisch betrachtet. Die Tatsache, daß man sich nun selbst als Zentrum der Aktivitäten fühlt, gibt viel Selbstwertgefühl. Der erste alleine geplante Urlaub, das erste unkonventionelle Weihnachten mit Freunden: all dies kann das Gefühl persönlicher Autonomie bestätigen und dieses Gefühl wird von den meisten Singles als etwas sehr Kostbares erlebt. Daß Abstürze in Depression und Einsamkeit immer wieder möglich sind, ergibt sich von selbst; denn natürlich ist das Bedürfnis nach Symbiose, nach Geborgenheit und selbstverständlicher Wärme nicht aufzugeben. Trotzdem: das Single-Leben wird von erstaunlich vielen nicht als ein defizitäres empfunden – zu diesem Schluß kommen übrigens ziemlich gleichlautend die meisten empirischen Untersuchungen.

All dies sind nun natürlich nicht von den Singles „erfundene“ Werte; sie leben sie aber in besonders prägnanter Weise aus und sind sich ihrer in besonderer Weise bewußt – da die Grenze zwischen Single und Partnerschaft nicht unübersteiglich ist und dauernd überstiegen wird, beeinflußt diese pointierte Werthaltung natürlich auch die Partnerschaften. Man wechselt eben zwischen verschiedenen Lebensformen. (Von meinen Interviewpartnern waren nur 10 von 40 noch nie für längere Zeit in einer Partnerschaft situiert gewesen und nur 5 erklärten, sie schlossen eine Partnerschaft für sich eigentlich aus.)

Diese von Singles oft in besonders pointierter Form gelebten Werte sind also offensichtlich auch wegweisend für moderne Partnerschaften. Unter dem Motto: „es geht auch ohne Dich“ ließen sich diese neuen Verhältnisse mit dem Stichwort „kapriziöse Partnerschaft“ zusammenfassen.

5. Neue Partnerschaften

Was sind die neuen Paradigmata, unter denen Partnerschaften gelebt werden, welche Beziehungsformen sind damit verbunden und – das Wichtigste! – was wird dabei erlebt?

Der Anspruch an Autonomie (und hier ist das zeitweilige oder längerfristige Single-Leben in sehr klarer Weise konturiert) bringt in die Beziehungen der Geschlechter eine neue Note. Nicht nur die äußere Freiheit wird gefordert (dies betrifft vor allem die Frauen), prägender ist etwas, was unter dem Stichwort „Wichtigkeit der Abgrenzung“ firmiert. Was ist damit gemeint?

Der Wunsch nach dem ganz und gar Individuellen, das zu verwirklichen ist, entlädt sich im Bedürfnis, die ganz und gar eigenen Strebungen zu entdecken und

von denen des Partners zu unterscheiden. Hier wird nicht mehr die „äußere“ Person in ihrer Rolle als Kennzeichen der Identität akzeptiert. Wie Sennet (1983) in anderem Zusammenhang gezeigt hat, strebt der Mensch der Moderne nicht mehr das „soziale Pathos“ an, er begibt sich nicht mehr in seine Rolle, um sich seiner selbst zu vergewissern. Die Rollen sind im übrigen auch nicht mehr sehr klar vorgegeben – allemal nicht die Geschlechterrollen. Geschlechtsrollenspezialisten, allen voran natürlich Feministinnen, haben jahrzehntelang daran gearbeitet, die Geschlechtsrollen einander anzugleichen, Unterschiede und damit verbundene Ungerechtigkeiten aufzuheben. Dies aber bedeutet nun natürlich, daß diese Rollen nichts mehr taugen für die Konstituierung einer eigenen Identität. Wo früher der Mann die Versorgerposition innehatte und die Frau das emotionale Leben betreute, werden nun andere Forderungen gestellt. Der Mann möge „Nicht Herrscher, aber kräftig“ sein (Hollstein, 1988), die Frau müsse „ihren Mann stehen“ u.ä.m. lauten diese.

Abgrenzungen zwischen Mann und Frau sind also nicht mehr qua Rolle vorgegeben, sie müssen individuell erkämpft werden. Unter dem Stichwort „Abgrenzung“ „sich-behaupten-können“ u.ä.m. firmieren dabei unzählige kleine und große Kämpfe. Diese sind nicht Ausdruck eines gesteigerten Egoismus (natürlich sind sie Ausdruck von Narzißmus), sondern notwendige Strategien zur Identitätsgewinnung. Genau genommen könnte man von einer unendlichen, einer kapriziösen *Pubertät* sprechen: offensichtlich wird die eigene autonome Position nie endgültig eingenommen, immer wieder drohen die Bedürfnisse der eigenen Person unklar zu werden, mit denen des Partners zu verschmelzen und so wird Wohlfühl, das durch Symbiose entsteht, gestört und immer wieder aufgehoben. Nicht immer sind beide Partner im gleichen Maß von diesem Abgrenzungsbedürfnis betroffen, auch nicht zur gleichen Zeit: dies ergibt natürlich nochmals unendliche Komplikationen. Es gehört aber fast schon zum Standardproblem derjenigen oder desjenigen, der unter den Abgrenzungswünschen des anderen leidet, zu entdecken: daß er (sie) ebenfalls nie richtig dafür gesorgt hat, sich abzugrenzen, bzw. die Bedürfnisse des anderen unbemerkt als die eigenen akzeptiert hat. Keine Therapie, die nicht durchzogen ist von diesen Problemen. Sie als TherapeutIn nicht ernst zu nehmen würde – auch soziologisch betrachtet – einen schweren Fehler bedeuten. Identität muß offensichtlich heutzutage über diese Abgrenzungsproblematik festgestellt werden. Aber: dies ist ein nicht zu beendigender Weg. Wohlmeinende Hinweise älterer oder sehr konservativer Menschen, man müsse sich eben irgendwie „anpassen“, einen „gemeinsamen Weg“ finden oder gar: es sei eben doch Sache der Frauen, irgendwie „auszugleichen“, stoßen heutzutage meist auf größtes Unverständnis. Ich selbst habe vor über dreißig Jahren den Ratschlag

eines katholischen Priesters vor meiner Eheschließung: meine Ehe würde gutgehen, wenn ich bereit sei, 90% der Opfer zu bringen, eine Weile für richtig gehalten, aber natürlich habe auch ich mich nicht daran gehalten, die Zeiten waren nicht danach.

Nun ist natürlich zu fragen, wie man denn seine „eigenen Bedürfnisse“ wahrnehmen kann, gegen welche anderen und für welche eigenen man sich überhaupt abgrenzt? Offensichtlich ist die Beantwortung dieser Frage nicht selbstevident. Es bedarf dazu eines verfeinerten Sensoriums für die Innenwelt, verbunden mit einer hohen Bewußtheit – also genau das, was Singles so oft als ihre „typische“ Lebensform beschreiben.

Hier kommt das Konzept der „Authentizität“ zum Tragen. Die Aufhebung von Selbsttäuschungen soll gewährleisten, daß man nun das „ganz Eigene“ findet – verbunden mit der Hoffnung, der Partner möge durch diese Authentizität der eigenen Bedürfnisse zu neuen Einsichten kommen, wodurch auch die Beziehung „authentischer“ würde. Man will einander ganz und gar, sich in seiner authentischen Nacktheit kennenlernen und sich zeigen.

Nun ist nichts schwerer festzustellen als das, was ich „eigentlich“ bin. In immer neuen Varianten wird es beschworen und herbeigepredigt. Die gesamte Humanistische Psychologie ist voll von der Hoffnung, es müßte Erfahrungen geben, die ganz von innen kommen, sozusagen geheiligt sind qua subjektive Evidenz als das, was mich „wirklich“ ausmacht. Und auch in der neueren Psychoanalyse finden wir das „wahre Selbst“ in vielfacher Weise zitiert und beschworen. „Werde, der du bist“ ist eines der begleitenden Worte von Carl Rogers (zit. nach Kierkegaard) gewesen – eine Art von Schlachtruf gegen die Vereinnahmung des Individuums in einer Massen-Mediengesellschaft. Nun ist nichts so schwierig und unsicher zu bewerten wie die subjektive Evidenz. Zwar haben wir immer wieder das Gefühl, irgendetwas sei jetzt „ganz von innen“ heraus richtig und wahrhaftig, aber jeder kennt das Erlebnis, daß bei Veränderung bestimmter Umstände genau dieses Gefühl relativiert werden muß, sich als ein „gemachtes“ erweist und seinen Evidenzcharakter einbüßen kann. Dies ist das Schicksal der Authentizität; es gibt keine „Beweise“ für ihre Stabilität, es gibt nur haufenweise Erfahrungen für ihre Veränderlichkeit. Offenbar werden wir von einer ganz besonders trügerischen fata morgana getäuscht, wenn wir uns auf unsere Evidenz verlassen. Wußten wir in traditionellen Zeiten sehr sicher, was das „Richtige“ war, nämlich das, was Rollen uns vorgeschrieben haben, so ist jetzt die Richtigkeit der Selbstevidenz dauernd bedroht. Was heute ein echtes und authentisches Gefühl war, kann morgen schon wieder entlarvt werden (und zwar tragischerweise von uns selbst entlarvt!) als ein besonders raffiniertes Selbstbetrugsmanöver. Die gesamte

moderne Psychologie und Psychotherapie ist hinter diesen Betrugsmanövern her wie der Teufel hinter der armen Seele.

Wie oder was soll also verteidigt werden? Wo beginnen unsere eigenen Domänen, wo enden die des Partners? Wo haben sie sich vermischt und müssen wieder getrennt werden?

Unbeantwortbare Fragen, es gibt keine endgültigen Antworten: Deshalb sind Karikaturen, Parodien und Komödien voll von plots, wo gerade die Akteure der Psychoszene mit ihren Ermahnungen zur Authentizität diejenigen sind, die das ganze am schlechtesten durchhalten, hohe Scheidungszahlen aufweisen und psychisch erkranken.

In der Partnerschaft wird nun also nicht nur die Evidenz im stillen Kämmerlein gefordert, nein: nun geht es eben um so etwas wie den Austausch von Authentizität. Dies aber ist ein unendlicher Rekurs, der häufig mit schweren Verletzungen endet – Partnerschaftskämpfe und Trennungen tun nach wie vor unendlich weh – trotz hoher Scheidungszahlen und obwohl es so aussieht, als sei das ganze etwas gesellschaftlich durchaus „Normales“. Das ist es zwar auch, aber die individuelle Psyche wird eben noch mehr verletzt als das soziale Selbst.

Der geforderte Austausch von Authentizität ist nun von noch sehr viel mehr bedroht als von den Selbstzweifeln. Er muß gegen einen „Feind“, nämlich den Partner, verteidigt werden, einen, der seinen eigenen Authentizitätsentwurf entgegenstellt und ihn mit Zähnen und Klauen verteidigen muß. „In Wirklichkeit brauchst du nicht deine Freiheit, sondern deinen Egoismus“ wäre z.B. dabei ein immer wiederkehrender Slogan. Oder: „Dein Gefühl trügt dich, wenn du meinst, du bräuchtest eine stärkere/ schwächere/ intellektuellere ... etc. Frau. In Wirklichkeit möchtest du nur verantwortungslos leben ...“ so und so ähnlich lauten die ins Unendliche gehenden Argumente. Jeder kann mit seinen „ganz echten“ Gefühlen dabei aufwarten. Der andere aber muß sie ihm nicht abnehmen, wenn sie den seinigen entgegentreten.

M. Buchholz (1990), der Familientherapeut ist, beschreibt Ähnliches bei einem gewissen Typ der modernen Familie; er bezeichnet die Rechtfertigungen, die man einander dauernd schuldet, als die Rechtfertigung vor dem Partner als einem „Gesinnungspolizisten“.

Es sieht so aus, als wären Beziehungen, die das Autonomie- und Authentizitätsparadigma verwirklichen wollen, unweigerlich zum Scheitern verurteilt. Sind sie das wirklich? Natürlich nicht! – wenn auch die Gefährdung ganz unleugbar groß ist.

Natürlich gibt es noch immer traditionelle Ehen, in denen die genannten Forderungen und Werte nicht in solch ausgeprägter Form vorhanden sind. Allerdings wäre

es ganz verfehlt, die Modernität sehen, also die „kapriziösen“ Partnerschaften, „nur“ irgendwelchen Psychoberufen, Alternativgruppen u.ä. zuzuschreiben. Obwohl es sich bestimmt dabei *auch* um ein Schichtphänomen handelt: es sind doch auch bildungsärmere Menschen von den Errungenschaften der modernen Psychologie schon sehr beeinflusst; in der Trivalliteratur sowie in den Medien finden sich viele Anklänge an diese Forderungen.

Etwas anderes als bloß die Tradition, sofern sie noch besteht (und das tut sie) gibt aber sozusagen ein Gegengewicht gegen das Auseinanderdriften der Biographien. Es ist das Bedürfnis nach Symbiose, nach einem Halt im Anderen, der im Gespräch und im gegenseitigen Einverständnis gemeinsam mit mir die Welt ordnet.

Die Soziologen Berger und Kellner (1965) haben schon vor vielen Jahren Ehe als einen gemeinsamen Weltordnungsversuch interpretiert.

Auch dieses Verlangen muß unter historischen Vorzeichen gesehen werden und nicht als eine anthropologische Grundkonstante. Im Zerfall der geordneten Welt ist nicht nur die eigene Person, sondern auch der „ideale, signifikante Andere“ eine Position, die Geborgenheit und Ordnung verspricht. Beziehungserfahrungen und Beziehungssehnüchte sind auch immer Erfahrungen (und Sehnsucht) nach und von Geborgenheit und Aufgehobensein und einer privaten, gemeinsamen Weltordnung. Der Andere garantiert ein Stück weit die bedrohte Identität. Daß gerade auch diese Belastung, ja Überlastung des anderen mit solchen Wünschen Abwehr und Ambivalenz hervorruft, scheint jedoch unabwendbar. Die Klage vieler Männer und Frauen, sie hätten sich in der Partnerschaft dauernd für das Wohlergehen des Anderen verantwortlich gefühlt, ist bekannt. Es betrifft nicht nur das sich-Wohlfühlen in einem gemütlich-äußeren Sinn. Es betrifft auch – und das ist von ganz besonderer Brisanz: den Schutz der Identität des Anderen, so wie natürlich auch die eigene Identität vom Partner mitdefiniert wird. Diese komplizierte Dynamik, die auch noch von gegenseitigen Projektionen aufgeladen wird, sorgt immer wieder für Abbrüche und Ausbrüche. Immer wieder kann und will einer der beiden (oder beide) den Druck der Abhängigkeit nicht ertragen, für den Außenstehenden (also z.B. den Eheberater) ist es meist ungemein schwer zu sagen, *wer* denn nun eigentlich der Abhängige ist, weil beide einander nötig haben bei diesem komplizierten Spiel der gegenseitigen Welt- und Identitätsdefinitionen. Das Verlangen nach Autonomie, nach Unabhängigkeit von den bewußten und unbewußten Bildern, die der Partner sich von mir macht, bricht immer wieder durch.

Es scheint in modernen Lebensformen so etwas wie eine Pendelbewegung zu geben zwischen den Polen der Autonomie und der Symbiose. Entwicklungstheorien

und Erklärungsmuster für psychische Störungen, für Ehekonflikte u.ä.m. sind in der heutigen Zeit alle bestimmt von dieser Autonomie-Symbiose-Pendelbewegung. (Übrigens finden wir nichts davon in den vorwissenschaftlichen Psychologien. Dort ging es bei Ehekonflikten um Untreue, Verdächtigungen, Versuchungen und Verführungen, um zänkische oder verschwenderische Weiber, die sich anfangs als sanfte Mädchen ausgegeben hatten oder um brutale Männer, die Hab und Gut vertranken und ihre Frauen prügeln, mit einem Wort: um die schlechte Erfüllung der Rolle des Ehemannes oder der Ehefrau.)

Das Bedürfnis nach Symbiose, einer kalten und ungeordneten Welt ohne Rollenvorgaben entsprungen, zieht in neuartiger Weise das gegenteilige Bedürfnis – das nach Autonomie – nach sich, was allemal Ambivalenzen erzeugen muß.

Zurück zu den Singles: sie sind es, die – als Exponenten einer neuen Lebensform – den Pol der Autonomie vorleben. Natürlich kennen auch sie das Gegenteil; sie sind aber oft dann, wenn sie ihr Leben gut meistern – und viele von ihnen empfinden sich ganz und gar nicht als defizitär – für Menschen in den Partnerschaften als eine Art von Vorbild im Bereich der Autonomie tätig. Das trotzige „Es geht auch ohne“ läßt sich in Krisensituationen leichter festhalten, wenn man solche Vorbilder kennt.

Singles können sich nicht hinter Rollen verstecken: es gibt für das moderne Single-Leben keine. Aber auch die moderne Partnerschaft sucht nach neuen Formen. In der kapriziösen Schau nach dem Authentischen und dem gerade noch möglichen Autonomiebestreben scheint derzeit ihre Chance zu liegen: eine Chance, die allerdings so zerbrechlich ist, daß man zögert, sie als eine solche zu bezeichnen.

Anmerkungen

(1) Siehe auch: Geschichte des privaten Lebens, Bde. 1-5, Fischer-Verlag.

Literatur

- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/Main.
- Berger, P. L. & Kellner, H. (1965). Die Ehe und die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit. Soziale Welt, 3, S. 220-235.
- Buchholz, M. (1990). Die unbewußte Familie. Psychoanalytische Studien zur Familie in der Moderne. Berlin.
- Hollstein, W. (1988). Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Hamburg.
- Sennett, R. (1983). Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt/Main.
- Shorter, E. (1983). Die Geburt der modernen Familie. Reinbek.
- Szczesny-Friedemann, C. (1991). Die kühle Gesellschaft. Von der Unmöglichkeit der Nähe. München.